



BARBARA
ERSKINE

Der Fluch von
Belheddon
Hall

Weltbild

Ein Fluch bedroht alle männlichen Bewohner von Belheddon Hall. Wird es gelingen, ihm ein Ende zu bereiten?

Was bringt eine junge Mutter dazu, ihr eigenes Kind wegzugeben? Diese Frage stellt sich Joss, die als Baby zur Adoption freigegeben wurde, nach der Geburt ihres ersten Kindes. Die Suche nach ihren wahren Eltern führt sie zum Testament ihrer leiblichen Mutter und nach Belheddon Hall, einem imposanten, verlassenen Herrensitz in Essex, dessen Hausherrin Joss nun sein soll. Doch kaum hat sich die junge Familie in Belheddon Hall eingerichtet, ereignen sich gespenstische Dinge – fremde Stimmen ertönen und weinen, und Joss glaubt, nachts die Berührung einer unsichtbaren, kalten Hand zu spüren. Als ihr kleiner Sohn eines Morgens mit blauen Flecken übersät aufwacht, beginnt Joss, die Geschichte ihrer Familie anhand alter Briefe und Tagebücher aufzurollen.

Ein alter Fluch lastet auf Belheddon Hall, und er fordert noch immer seine Opfer...

Barbara Erskine

Der Fluch von Belheddon Hall

Roman

Aus dem Englischen von Ursula Wulfekamp

Weltbild

Die Autorin

Barbara Erskine studierte mittelalterliche Geschichte und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Ihre Bücher wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und belegten stets die vorderen Plätze in den internationalen Bestsellerlisten.

Barbara Erskine lebt mit ihrer Familie in Wales und auf einem alten Landsitz in North Essex.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel HOUSE OF ECHOES by HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1996 by Barbara Erskine Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1997 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Ursula Wulfekamp

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-053-1

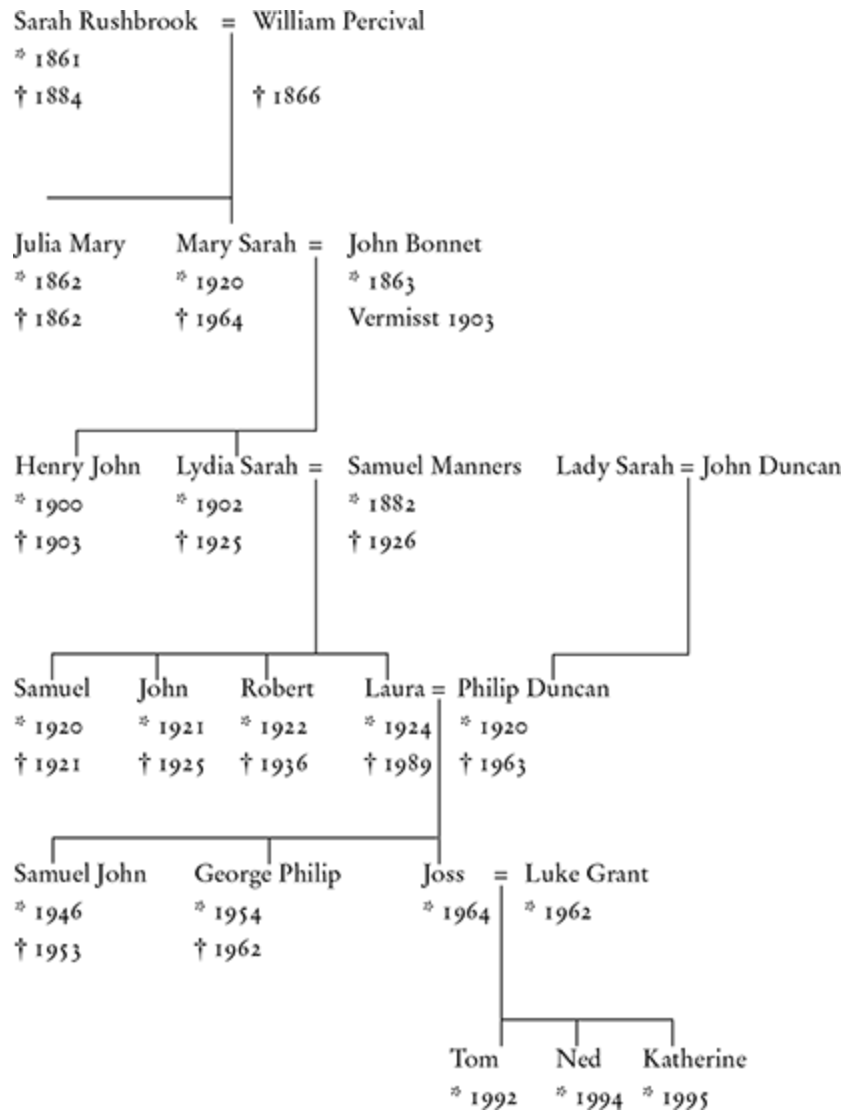
Prolog

Ein kalter Sonnenstrahl dringt durch ein Astloch im Holz des Fensterladens und fällt auf die staubigen Dielen. Wie ein Laserstrahl wandert er von rechts nach links, bis er auf eine Blume trifft. In dem Lichtkegel öffnet sich ein Blütenblatt nach dem anderen, ihr dünnes, cremefarbenes Weiß ist schon braun gerändert.

In der Stille verursacht der Rock, der die Dielen streift, kein Geräusch; die Schritte aus der Vergangenheit sind lautlos.

Ohne ein Ohr, das sie wahrnehmen könnte, ist ihr Echo im Haus stumm.

Stammbaum von Joss Grants Familie



Hatte sie es wirklich nicht wissen wollen?

Joss trat aufs Gas und beschleunigte aus der Kurve heraus.

Oder hatte sie Angst vor der Wahrheit gehabt?

»Bist du sicher, dass ich nicht mitkommen soll?« Bevor sie von zu Hause weggefahren war, hatte ihr Mann Luke seine Hand durch das geöffnete Fahrerfenster gesteckt und auf ihre Finger am Lenkrad gelegt. Auf dem Beifahrersitz lagen das Ortsverzeichnis, der Umschlag mit den Kopien ihrer Geburtsurkunde und den Adoptionsdokumenten und ein Zettel mit der Adresse. Belheddon Hall. Sie hatte den Kopf geschüttelt. »Heute, beim ersten Mal, muss ich alleine fahren, Luke.«

Die hinter Eiben und Lorbeerbüschen versteckte Pforte war schon lange nicht mehr benutzt worden. Das Holz war feucht und aufgequollen und über und über mit schmierigen Flechten besetzt. Als sie das Tor öffnete, blieb es im hohen Gras hängen und schwang nicht wieder zu. Sie gelangte auf einen überwachsenen Pfad, der anscheinend in ein kleines Wäldchen führte. Die Hände tief in den Taschen vergraben, ging sie achtsam weiter und empfand dabei eine Mischung aus Schuldgefühl und überschäumender Freude. Der Wind blies ihr die Haare ins Gesicht, und der Wald um sie roch bitter und scharf nach verfaulem Laub und Bucheckern. Es war Frühherbst.

Ganz in ihrer Nähe brach ein Fasan mit schrillen Warnrufen aus dem Gebüsch hervor, und sie blieb wie angewurzelt stehen. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals. Dann flog der aufgeschreckte Vogel durch die Bäume davon, und es herrschte wieder Stille. Sogar das beruhigende Rascheln der Blätter in den Baumkronen erstarb, als der Wind sich legte. Sie blickte sich um und horchte, ob nicht irgendein Geräusch zu vernehmen war. Vor ihr machte der Pfad eine Biegung und verschwand hinter einem Stechpalmengebüsch; die glänzenden Blätter wirkten im Licht des trüben Nachmittags beinahe schwarz, und das feurige Rot der Beeren stach übertrieben ins Auge.

Die Stechpalme trägt eine Beere so rot wie Blut.

Diese Zeile aus einem Weihnachtslied kam ihr plötzlich in den Sinn. Sie blieb unwillkürlich stehen und betrachtete die Büsche, und auf einmal spürte sie, wie sich ihr die Nackenhaare aufstellten. Sie hatte das sichere Gefühl, dass sie aus dem Unterholz zu ihrer Linken beobachtet wurde. Mit stockendem Atem drehte sie sich um.

Einige Sekunden stand sie Auge in Auge mit dem Fuchs; dann war er plötzlich verschwunden. Er machte kein Geräusch, als er sich davonestahl, doch die Stelle unter dem alten Weißdorn war von einem Moment zum nächsten einfach leer. Vor Erleichterung hätte sie beinahe laut aufgelacht. Mit allem hatte sie gerechnet, nur nicht mit einem Fuchs.

Beruhigt ging sie weiter, spürte den Wind, der ihr wieder stärker ins Gesicht blies, und zwei Minuten später bog sie bei den Stechpalmen um die Ecke, worauf sie sich am Rand eines ungepflegten Rasens befand. Vor ihr ragte das Haus auf.

Es war ein altes, graues Gebäude mit mehreren Giebeln und Lanzettfenstern, an

dessen verputzten Mauern Efeu, Glyzinien und scharlachroter Wein hochranken. Reglos blieb sie stehen. Belheddon Hall. Ihr Geburtsort.

Fast auf Zehenspitzen schlich sie näher. Die geschlossenen Läden hinter den Fenstern ließen das Haus wie erblindet erscheinen, dennoch beschlich sie einen Augenblick lang ein unbehagliches Gefühl, als würde sie jemand von dort aus beobachten. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, und sie wandte den Blick entschlossen dem von Säulen getragenen Eingang zu, von dem die lange Auffahrtsallee vermutlich zum Haupttor hinabführte. Dort, wo einst Kies den Boden bedeckt hatte, wucherten jetzt kniehoch Disteln, Jakobskraut und vom Wind zerzauste Weidenröschen.

Sie atmete tief ein. In ihr schienen sich Gefühle zu regen, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, dass sie sie in sich trug: Verlust, Trauer, Einsamkeit, Enttäuschung, ja sogar Wut. Rasch kehrte sie dem Haus den Rücken zu, wischte sich mit dem Handrücken die Augen und blickte die Auffahrt hinunter.

Lange wanderte sie durch die verwilderten Gärten und über die Rasenflächen, ging zu dem von Riedgras, Binsen und Unkraut umstandenen See und erforschte den Hof um die Stallungen und die Remise, zu dem man durch einen Torbogen neben dem Haus gelangte. Die Schultern zum Schutz vor dem Wind hochgezogen, drückte sie auf die Klinke der vorderen und der hinteren Eingangstür, aber beide waren fest verschlossen. Das hatte sie erwartet. Schließlich stand sie auf der rückwärtigen Terrasse und sah zum See hinab. Es war ein wunderbares Haus, wild, verlassen, verhaftet in Träumen einer vergangenen Zeit. Seufzend drehte sie sich um und betrachtete die blinden Fenster. Hier war ihr Zuhause gewesen, wenn auch nur für einige wenige Monate; hier hatte sich das Unglück ereignet, das ihre Mutter veranlasst hatte, ihre Tochter wegzugeben. Es war ihr Zuhause, es lag in ihrem Blut, aber es hatte sie zurückgewiesen.

Sie tat das alles nur für Tom, hatte sie gedacht, während sie die Sträßchen von North Essex entlanggefahren war. Für Tom, ihren kleinen Sohn. Bis zu dem Tag, an dem sie ihn in den Armen gehalten und ihm in das kleine, faltige Gesicht geblickt hatte, das dem seines Vaters so ähnlich war, hatte sie nie den Wunsch verspürt, das Geheimnis ihrer Herkunft aufzudecken.

Sie hatte sich bei ihren Adoptiveltern immer glücklich und geborgen gefühlt. Schließlich war sie etwas Besonderes – ein auserwähltes Kind. In ihren Tagträumen hatte sie sich ihre leiblichen Eltern nur vage und klischeehaft vorgestellt; einmal war ihre Mutter eine Prinzessin gewesen, dann wieder eine Plättmamsell, eine Poetin, eine Pianistin oder sogar eine Prostituierte. Ihre Fantasie kannte keine Grenzen; es war ein harmloses Vergnügen gewesen. Eines Tages, so hatte sie sich immer gesagt, wolle sie die Wahrheit ergründen, aber wenn sie ehrlich war, wusste sie, dass sie die Nachforschungen allein aus Angst vor einer glanzlosen Wahrheit vor sich hergeschoben hatte. Erst als sie zu Tom heruntergesehen und dabei begriffen hatte, was es hieß, ein eigenes Kind in den Armen zu halten, war ihr klar geworden, dass sie sich auf die Suche begeben musste. Sie wollte nicht nur herausfinden, wer ihre wirkliche Mutter war, sondern auch, wie und warum sie ihre Tochter weggegeben hatte. Von einem Augenblick auf den anderen hatte sich ihre harmlose Neugier in leidenschaftliche Besessenheit verwandelt.

Der Anfang war fast zu einfach. Den Urkunden zufolge hieß ihre Mutter Laura Catherine Duncan, geborene Manners, ihr Vater Philip George Henry Duncan. Er war sieben Monate vor ihrer Geburt gestorben. Sie war am 21. Juni 1964 in Belheddon Hall, Essex, zur Welt gekommen.

Ihre Adoptiveltern Alice und Joe hatten sich schon lange auf diesen Augenblick vorbereitet und wollten sie dazu überreden, eine der Agenturen aufzusuchen, die Verwandte von Adoptivkindern aufspüren. Aber das hatte sie abgelehnt; sie wollte diese Aufgabe selbst übernehmen. Auch wenn ihre Mutter nicht mehr in Belheddon Hall wohnen sollte, wollte sie das Haus sehen und das Dorf kennenlernen, in dem sie geboren war. Vielleicht konnte sie ihre Wurzeln ja spüren.

Mit einem Blick auf die Landkarte hatte sie festgestellt, dass Belheddon an der Küste von East Anglia lag, ein kleines Dorf an der Grenze zwischen Suffolk und Essex, rund fünf Meilen von der Marktstadt Manningtree entfernt und erstaunlich abgelegen. Nach Norden hin erstreckte sich der breite Mündungstrichter des Stour in die Nordsee.

Eigentlich hatte sie sich eine romantischere Landschaft als Essex vorgestellt, vielleicht das West Country oder Schottland, aber sie setzte sich strenge Auflagen: Sie würde keine Vorurteile haben, gegen nichts und niemanden, und alles unvoreingenommen auf sich zukommen lassen.

Vor Nervosität war ihr Mund ganz trocken, als sie schließlich in Belheddon ankam und vor dem einzigen Laden parkte. Die Fenster des Gebäudes waren unschön mit vergilbtem Zellophanpapier verklebt. Belheddon Post Office and Stores. Sie hatte die Augen geschlossen, als sie die Handbremse anzog und den Motor abstellte, und bemerkte erstaunt, dass ihre Hände zitterten.

Der kalte Wind fegte totes Laub über den Bürgersteig und ließ das Ladenschild über der Tür hin und her schwingen. Mit steifem Rücken stieg Joss aus dem Wagen. Es war eine weite Fahrt gewesen. Sie hatte sich Essex mehr oder weniger als einen riesigen, langweiligen Vorort im Nordosten Londons vorgestellt, sich damit aber gründlich getäuscht. Von Kensington, wo sie und Luke lebten, hatte die Fahrt über zweieinhalb Stunden gedauert, und zumindest die letzte Stunde war sie durch tiefste Provinz gefahren.

Die Straße vor ihr lag wie ausgestorben da. Sie war auf beiden Seiten von hübschen Cottages gesäumt, verlief weiter hinten quer über den Dorfbanger und bog dann zur Flussmündung ab. Es war ein kleines Dorf mit rund fünfundzwanzig Häuschen; einige davon waren strohgedeckt, zwei oder drei hatten Fachwerkfassaden, und in den Gärten standen die letzten windzerfetzten Stockrosen hochaufragend Wache. Von einer Kirche war weit und breit nichts zu sehen.

Joss holte tief Luft und stieß die Tür zum Laden auf. Zu ihrer Überraschung war er wesentlich moderner, als sie angenommen hatte. Links von ihr war das Fenster der kleinen Poststelle von Ständern mit Postkarten, Briefpapier und Bonbons umgeben; rechts stand eine einladende, gut sortierte Lebensmitteltheke. Die Frau, die dort bediente, war klein und untersetzt und etwa sechzig Jahre alt; sie hatte fliegendes weißes Haar und durchdringende graue Augen. Während sie mit einer behandschuhten Hand nach dem Stück Salbeikäse in der Theke griff, warf sie Joss ein Lächeln zu. »Sie sind gleich an der

Reihe.«

Die Frau, die vor Joss an der Theke stand, gab ihrer Neugier nach und drehte sich um. Sie war großgewachsen, hatte dunkle Haare, die unter ihrem verknoteten Kopftuch hervorlugten, und ein wettergegerbtes Gesicht, dem man die vielen Jahre ansah, die es dem kalten Ostwind ausgesetzt gewesen war. Auch sie lächelte Joss freundlich zu. »Es tut mir leid, ich habe praktisch den ganzen Laden aufgekauft. Aber jetzt bin ich gleich fertig.«

»Das macht gar nichts«, erwiderte Joss zuvorkommend. »Ich wollte mich sowieso nur nach dem Weg nach Belheddon Hall erkundigen.«

Die beiden Frauen warfen ihr einen erstaunten Blick zu. »Das ist oben bei der Kirche«, erklärte die Kundin mit zusammengekniffenen Augen. »Aber Sie wissen doch, dass es verschlossen ist? Dort wohnt niemand.«

Joss biss sich auf die Lippe, um ihre Enttäuschung zu verbergen. »Also wohnen die Duncans nicht mehr dort?«

Beide Frauen schüttelten den Kopf. »Das Haus steht schon seit Jahren leer.« Die Frau hinter der Theke schüttelte sich übertrieben. »Es spukt da oben.« Mit geübten Griffen wickelte sie den Käse in Frischhaltefolie und steckte ihn dann in eine Papiertüte. »Bitte«, sagte sie zu der Frau. »Das macht zusammen vier Pfund zehn Pence.« An Joss gewandt fuhr sie lächelnd fort: »Mein Mann und ich haben das Geschäft hier erst seit 89. Ich habe die Leute, die da oben gewohnt haben, nie kennengelernt.«

»Ich auch nicht«, bestätigte die andere Frau. »Ich glaube, die alte Mrs Duncan, die früher im Schulhaus wohnte, war mit ihnen verwandt. Aber sie ist vor ein paar Jahren gestorben.«

Joss vergrub die Hände in ihrer Jackentasche. Diese Auskunft war eine herbe Enttäuschung. »Wissen Sie vielleicht, wer mir sagen könnte, was aus der Familie geworden ist?«

Die Posthalterin schüttelte erneut den Kopf. »Soweit ich weiß, haben sie zum Schluss sehr zurückgezogen gelebt. Aber doch, Mary Sutton. Die könnte Ihnen vielleicht weiterhelfen. Sie hat früher dort oben gearbeitet. Manchmal macht sie einen etwas verwirrten Eindruck, aber bestimmt kann sie Ihnen Auskunft geben.«

»Und wo finde ich sie?«

»Im Apple Cottage. Direkt am Anger. Das Häuschen mit der blauen Pforte.«

Das Gartentürchen war verzogen und ging nur schwer auf. Joss schritt den schmalen Pfad entlang und bemühte sich, den Disteln mit dem seidig glänzenden Samenkleid auszuweichen. An der Haustür entdeckte sie weder eine Klingel noch einen Klopfer, also schlug sie mit den Knöcheln dagegen. Fünf Minuten später gab sie auf. Offenbar war niemand zu Hause.

Während sie an der Pforte stand, blickte sie sich um. Von hier, am Rand des Ortes, konnte sie auch den Kirchturm sehen, der hinter Bäumen verborgen auf der anderen Seite des Angers stand. Irgendwo dort drüben musste auch das Haus sein.

Sie ließ den Wagen stehen und begann, die Wiese zu überqueren.

»Ihnen gefällt also unsere kleine Kirche? Sie ist aus dem dreizehnten Jahrhundert, wissen Sie.« Die Stimme hinter ihr ließ Joss zusammenfahren; sie hatte nachdenklich am

überdachten Eingang zum Friedhof gelehnt und den Pfad hinaufgeschaut, der hinter der Kirche verschwand.

Hinter ihr stellte ein großer, dünner Mann gerade sein Fahrrad an der Hecke ab. Er bemerkte ihren Blick und zuckte die Achseln. »Mein Auto hat mich im Stich gelassen. Irgendetwas mit den Bremsen. Aber an einem schönen Herbsttag wie diesem habe ich auch nichts dagegen, mit dem Rad zu fahren.« Er hatte die Frau nachdenklich dastehen sehen, als er von der New Barn Road abgebogen war, und sie mehrere Minuten lang beobachtet, beeindruckt von ihrer vollkommenen Ruhe. Nun, als sie sich zu ihm umwandte, fiel ihm auf, dass sie ziemlich jung war – Ende zwanzig oder Anfang dreißig –, und auf eine ungewöhnliche Art attraktiv. Ihr kräftiges, dunkles Haar war zu einem Pagenkopf geschnitten, und die Ponyfransen hingen ihr fast in die Augen, die so leuchtend blau waren wie die einer Siamkatze. Sein Fahrrad fiel in die Brennesseln, aber er lachte nur unbekümmert. »Ich wollte gerade ein paar Bücher holen, die ich in der Sakristei vergessen habe. Möchten Sie sich umsehen, bevor ich wieder zusperre?«

Sie nickte. »Eigentlich will ich zu Belheddon Hall. Aber ich sehe mir auch gerne die Kirche an.«

»Zum Haus kommen Sie durch die Pforte dort drüben, hinter den Eiben.« Er ging ihr den Pfad zur Kirche voraus. »Leider ist es unbewohnt. Schon seit vielen Jahren.«

»Kannten Sie die Leute, die dort gewohnt haben?« Die Dringlichkeit, die in ihrem Blick stand, erweckte beinahe Mitleid in ihm.

»Leider nicht. Es stand schon leer, als ich in diese Gemeinde kam. Es ist wirklich schade; eigentlich sollte wieder eine Familie dort leben.«

»Steht es zum Verkauf?«, fragte sie entsetzt.

»Nein, das ist ja das Problem. Es gehört immer noch den Duncans. Soweit ich weiß, lebt Mrs Duncan jetzt in Frankreich.«

Mrs Duncan. Laura Catherine. Ihre Mutter.

»Sie haben nicht zufällig ihre Adresse, oder?« Joss bemerkte, dass ihre Stimme zitterte. »Ich bin sozusagen eine Verwandte. Deswegen bin ich hier.«

»Ah ja.« Als sie die Kirche erreichten, holte er einen Schlüssel hervor, um die Tür aufzuschließen, und bat Joss in das düstere Innere, bevor er das Licht anmachte. »Leider kann ich Ihnen nicht sagen, wo sie ist, aber vielleicht weiß es mein Vorgänger. Er war fünfundzwanzig Jahre in dieser Gemeinde, und soweit ich weiß, blieb er mit ihr in Kontakt, als sie fortgezogen ist. Ich könnte Ihnen seine Adresse geben.«

»Ja, bitte.« Joss sah sich um. Es war ein hübsches kleines Gotteshaus, schlicht, mit kalkgeweißten Wänden, von denen sich die uralten Steinmetzarbeiten an den Fenstern, die Torbögen, die Gedenktafeln aus Bronze und die Reliefplatten deutlich abhoben. In dem nach Süden ausgerichteten Seitenschiff waren die Eichenbänke durch Stühle mit gewebten Sitzen ersetzt. Die Kirche war zum Erntedankfest geschmückt, und auf jedem Fensterbrett, auf jedem Regal und an allen Bankenden türmten sich Obst, Gemüse und Blumen. »Sie ist sehr schön.«

»Das stimmt.« Er betrachtete den Bau mit liebevollem Stolz. »Ich habe Glück, eine so schöne Kirche zu haben. Natürlich habe ich noch drei weitere Gemeinden, aber keine der anderen Kirchen ist so schön wie diese.«

»Ist mein ...« Mein Vater, hatte Joss sagen wollen. »Ist Philip Duncan hier begraben?«

»Aber ja. Draußen bei der Eiche. Wenn Sie zum Haus gehen, kommen Sie direkt an seinem Grab vorbei.«

»Meinen Sie, ich darf mir das Haus ansehen? Gibt es dort einen Hausmeister oder so?«, rief Joss ihm nach, als er in der Sakristei verschwand.

»Nein. Aber ich bin sicher, dass Sie sich dort umsehen können. Es gibt niemanden mehr, den das stören könnte, leider. Früher waren die Gärten wohl wunderschön, aber jetzt sind sie völlig verwildert.« Er trat wieder ins Hauptschiff und zog die Tür zur Sakristei hinter sich zu. »Hier, ich habe Ihnen Edgar Gowers Adresse notiert. Leider weiß ich seine Telefonnummer nicht auswendig. Er wohnt in der Nähe von Aldeburgh.« Damit reichte er ihr den Zettel.

Vom Friedhof aus sah sie ihm nach, wie er zu seinem Fahrrad ging, sich hinaufschwang und davonfuhr. In seinem Korb stapelten sich die Bücher. Plötzlich fühlte sie sich sehr einsam.

Der Grabstein neben der Eiche war schlicht und schmucklos.

Philip Duncan
Geboren 31. Januar 1920
Gestorben 14. November 1963

Sonst nichts. Kein Wort von einer trauernden Witwe. Kein Wort von einem Kind. Sie starrte einige Minuten lang darauf. Als sie sich schließlich umdrehte und den Kragen ihres Mantels fester um sich zog, bemerkte sie, dass ihr Tränen in den Augen standen.

Erst sehr viel später konnte sie sich von dem alten Haus losreißen und ging gedankenverloren zu ihrem Auto zurück. Sie setzte sich hinein und freute sich über die häusliche Atmosphäre, die sie hier umgab. Auf der Ablage baumelte einer von Toms Socken, den er sich hinten im Kindersitz abgestreift hatte, um an seinen Zehen zu lutschen.

Mehrere Minuten blieb sie zusammengesunken sitzen und gab sich ihren Gedanken hin. Schließlich richtete sie sich auf und legte entschlossen die Hände an das Lenkrad.

In ihrer Manteltasche war die Adresse eines Mannes, der ihre Mutter kannte, der sich an sie erinnerte und wissen würde, wo sie jetzt war.

Sie beugte sich über den Beifahrersitz und zog den Autoatlas hervor. Es war gar nicht so weit nach Aldeburgh. Sie sah zum Himmel, dessen strahlende Bläue mit drohend schwarzen Wolken durchsetzt war. Bis zum Abend hatte sie noch viel Zeit.

Sie parkte in der langen, breiten Hauptstraße von Aldeburgh und blieb eine Weile im Wagen sitzen, um die Geschäfte und Häuser zu betrachten. Es war ein hübsches Städtchen, hell, sauber und im Augenblick sehr ruhig.

Mit der Adresse in der Hand stieg sie aus dem Auto und ging auf einen Mann zu, der in die Auslage eines Antiquitätenladens sah. Ein Jack-Russell-Terrier zu seinen Füßen zerterte an der Leine; offenbar drängte es ihn zum Strand. Der Mann blickte auf den Zettel. »Crag Path? Gehen Sie da hinunter. Wo Sie das Meer sehen können.« Er lächelte. »Sie kennen Edgar Gower? Ein reizender Mensch. Ganz reizend.« Während er fortging, lachte er überraschenderweise laut auf.

Joss bemerkte, dass sie ebenfalls lächelte, als sie neugierig in die angezeigte Richtung ging. Sie folgte einer kleinen Gasse an einem Fischerhäuschen vorbei, überquerte eine schmale Straße und gelangte auf die Promenade. Auf der einen Seite stand eine Häuserzeile, mit Blick in Richtung Osten, auf der anderen, jenseits der Kaimauer, zog sich ein kiesiger Strand hin und dahinter das graue, aufgewühlte Meer. Hier blies ein kalter Wind, fröstelnd ging sie die Straße entlang, um nach der richtigen Hausnummer zu suchen. Edgar Gowers Haus war hoch, schmal und weiß getüncht, und von seinem Balkon hatte man eine wunderbare Aussicht auf das Meer. Erleichtert stellte sie fest, dass im Erdgeschoss Licht brannte und aus dem Kamin heller Rauch aufstieg.

Ein großer Mann mit kantigen Gesichtszügen, roten Wangen und einer weißen Haarmähne, die seinen Kopf wie ein Heiligenschein umrahmte, öffnete ihr die Tür. Seine Augen waren leuchtend blau.

»Mr Gower?«

Unter seinem durchdringenden Blick fühlte sich Joss auf einmal sehr befangen. Dieser Geistliche wirkte nicht sanft und wohlwollend wie sein Nachfolger in Belheddon; er war vielmehr das genaue Gegenteil davon.

»Was wünschen Sie?«, fragte er, ohne auch nur einmal zu blinzeln. Trotz seines forschenden Blicks war seine Stimme recht leise und wegen der Wellen, die sich hinter Joss am Ufer brachen und den groben Kies mit ohrenbetäubendem Lärm aufwühlten, kaum zu verstehen.

»Ich habe Ihre Adresse vom Pfarrer in Belheddon bekommen. Es tut mir leid, dass ich nicht vorher angerufen habe ...«

»Was wollen Sie?«, unterbrach er sie schroff. Er machte keine Anstalten, sie ins Haus zu bitten, und plötzlich bemerkte sie, dass er über seinem dicken, groben Pullover einen Mantel trug. Offenbar hatte er gerade das Haus verlassen wollen.

»Es tut mir leid. Ich komme wohl ziemlich ungelegen ...«

»Vielleicht überlassen Sie diese Entscheidung mir, meine Liebe.« In seiner Stimme klang unverhohlen eine leichte Gereiztheit mit. »Und sagen Sie mir endlich, weshalb Sie gekommen sind.«

»Ich glaube, Sie kennen meine Mutter«, stieß sie ohne jegliche einleitende Erklärung hervor.

»Ach wirklich?«

»Laura Duncan.«

Einen Moment starrte er sie schweigend an, und sie merkte, dass es ihr endlich gelungen war, seine abweisende Haltung zu durchbrechen. Sie wagte nicht auszuatmen und hielt seinem Blick nur mit Mühe stand.

»Aha«, sagte er schließlich. »Sie sind also die kleine Lydia.«

Mit einem Mal bereitete ihr das Sprechen Mühe. »Jocelyn«, flüsterte sie. »Jocelyn Grant.«

»Jocelyn Grant, ah ja.« Er nickte bedächtig. »Wir sollten ein bisschen spazieren gehen, Sie und ich. Kommen Sie.« Er trat vor das Haus, zog die Tür lautstark hinter sich ins Schloss und bog rechts in die Straße ein. Dann marschierte er im Schutz der Kaimauer zielstrebig los, ohne sich zu vergewissern, ob sie ihm folgte.

»Wie haben Sie von Ihrer Mutter erfahren?« Er sprach laut, um sich trotz des Windes Gehör zu verschaffen. Seine Haare flatterten hinter ihm her und ließen Joss unwillkürlich an einen exaltierten Propheten aus dem Alten Testament denken.

»Ich habe in St. Catherine's House nach meiner Geburtsurkunde gesucht. Mein Name ist Jocelyn, nicht Lydia.« Sie war etwas außer Atem, weil er so schnell ging. »Jocelyn Maria.«

»Maria hieß Ihre Urgroßmutter, Lydia Ihre Großmutter.«

»Bitte – lebt meine Mutter noch?« Sie musste fast laufen, um mit ihm Schritt zu halten.

Er blieb stehen. Sein Gesicht, das durch den Wind einen harten und aggressiven Ausdruck angenommen hatte, wurde plötzlich weich und mitfühlend. Joss spürte, wie ihr das Herz schwer wurde. »Ist sie tot?«, flüsterte sie.

»Ja. Es tut mir leid. Sie starb vor drei Jahren. In Frankreich.«

Joss biss sich auf die Unterlippe. »Ich hatte so gehofft ...«

»Es ist besser, dass Sie sie nicht mehr kennenlernen konnten. Ich bezweifle, dass Ihre Mutter das gewollt hätte«, fügte er hinzu. Der freundliche, mitfühlende Ton in seiner Stimme war nicht zu überhören; Joss fand, dass er ein sehr guter Geistlicher gewesen sein musste.

»Warum hat sie mich weggegeben?« Ihre Stimme zitterte, und Tränen liefen ihr über die Wangen. Verlegen wischte sie sie weg.

»Weil sie Sie geliebt hat. Weil sie Ihnen das Leben retten wollte.«

»Mein Leben retten?«, wiederholte Joss schockiert.

Er griff in seine Tasche, zog ein Taschentuch hervor und trocknete ihr damit vorsichtig die Tränen ab. Er lächelte, aber in seinen Augen lag ein unglücklicher Ausdruck. »Ich habe darum gebetet, dass Sie mich niemals aufsuchen würden, Jocelyn Grant.«

Er wandte sich um und ging einige Schritte weiter, aber dann wirbelte er plötzlich herum und sah ihr fest in die Augen. »Können Sie vergessen, dass Sie jemals in Belheddon waren? Können Sie diesen Besuch für immer aus Ihrem Gedächtnis streichen?«

Joss holte tief Luft und schüttelte verwirrt den Kopf. »Wie könnte ich?«

Seine Schultern sackten zusammen. »Ja, Sie haben recht.« Er seufzte. »Kommen Sie.«

Abrupt machte er wieder kehrt und ging zu seinem Haus zurück. Sie folgte ihm schweigend. Ihr Magen krampfte sich zusammen.

Als der Geistliche die Haustür schloss, während draußen der Wind heulte und das Meer donnerte, wurde es in dem engen Hausflur fast gespenstisch ruhig. Er schlüpfte aus seinem Mantel, half ihr aus ihrer Jacke und warf beides auf einen vielarmigen viktorianischen Garderobenständer, bevor er die Treppe hinaufging.

Er führte sie in ein großes, behagliches Büro mit Blick auf die Kaimauer und die weißgekrönten Wellen. Es roch stark nach Pfeifenrauch, vermischt mit dem Duft des Schneeballs und der Tabakpflanzen, die zusammen mit Herbstastern in einer großen Vase inmitten von Bücherstapeln auf dem Tisch standen. Er bedeutete ihr, sich auf einen großen, abgenutzten Sessel zu setzen, ging zur Tür und schrie die Treppe hinunter: »Dot! Tee und Mitgefühl! Im Arbeitszimmer! Zwanzig Minuten!«

»Mitgefühl?« Joss zwang sich zu einem Lächeln.

Er setzte sich auf den Rand seines großen, unaufgeräumten Schreibtischs und sah sie nachdenklich an. »Sind Sie stark, Jocelyn Grant?«

»Ich glaube schon«, antwortete sie mit einem Seufzen.

»Sind Sie verheiratet?« Sein Blick war zu ihren Händen gewandert und ruhte jetzt auf ihrem Ehering.

»Wie Sie sehen.«

»Und haben Sie Kinder?«

Sie blickte auf und versuchte, seine unveränderte Miene zu deuten. Es gelang ihr nicht. »Ich habe einen kleinen Sohn. Er ist achtzehn Monate alt.«

Seufzend ging er um den Schreibtisch herum zum Fenster und schaute auf das Meer hinunter. Es folgte ein langes Schweigen.

»Erst nach Toms Geburt ist mir klar geworden, dass ich etwas über meine leiblichen Eltern erfahren wollte«, sagte sie schließlich.

»Natürlich.« Er drehte sich nicht um.

»Ist das mein Vater – der Philip, der im Friedhof in Belheddon begraben ist?«, fragte sie nach einer weiteren Pause.

»Ja.«

»Haben Sie ihn beerdigt?«

Er nickte gemächlich.

»Wie ist er gestorben?«

»Bei einem Reitunfall.« Endlich wandte er sich zu ihr um. »Ich mochte Philip sehr gern. Er war ein netter, tapferer Mann. Und er hat Ihre Mutter sehr geliebt.«

»Hat sie mich wegen des Unfalls weggegeben?«

Er zögerte. »Ja, zum Teil war das der Grund, sicher.« Er setzte sich an den Schreibtisch, stützte die Ellbogen auf und rieb sich müde das Gesicht. »Ihre Mutter war körperlich nie besonders widerstandsfähig, obwohl sie emotional stärker war als wir alle. Nach Philips Tod hat sie sich fast aufgegeben. Vor Ihnen hatte sie noch zwei andere Kinder. Beide sind gestorben, bevor sie zehn waren. Es dauerte sehr lange, bis schließlich Sie geboren wurden. Ihre Mutter hatte schon geplant wegzugehen. Ich glaube nicht, dass sie und Philip noch weitere Kinder wollten ...« Er verstummte nachdenklich. »Es tut mir leid. Wahrscheinlich haben Sie eine Geschichte von Kummer und Leid erwartet. Warum sollte eine Frau von Lauras Herkunft sonst ihr Kind weggeben?«

»Ich ...« Joss räusperte sich, bevor sie erneut ansetzte. »Ich weiß nichts von ihrer Herkunft. Nur die Adresse.«

Er nickte. »Jocelyn. Darf ich Sie noch einmal bitten, die ganze Sache zu vergessen? Um Ihrer selbst willen, und um Ihrer Familie willen – verstricken Sie sich nicht mit dem Leben der Duncans. Sie haben eine eigene Familie, ein eigenes Kind. Schauen Sie in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit. Mit dem Haus ist zu viel Unglück verbunden.« Sein Gesicht hellte sich auf, als es an der Tür klopfte. »Komm rein, Dot!«

Die Tür ging auf, und die Ecke eines Tablett wurde sichtbar, mit dem sie immer weiter geöffnet wurde. Mr Gower stand nicht auf. »Komm herein, mein Herz, und trink eine Tasse Tee mit uns«, sagte er mit gerunzelter Stirn. »Ich möchte dir Jocelyn Grant vorstellen.«

Joss drehte sich halb in ihrem Sessel um, lächelte der kleinen, schlanken Frau zu, die, gebeugt vom Gewicht des Tablett, ins Zimmer gekommen war, und sprang auf, um ihr zu helfen. »Es ist schon in Ordnung. Ich bin stärker, als man meint!« Dot Gowers Stimme war nicht nur kräftig, sondern auch melodiös. »Bleiben Sie sitzen, bleiben Sie doch sitzen.« Sie stellte das Tablett vor ihrem Mann auf einem Stapel von Papieren ab, sodass es gefährlich kippte. »Soll ich den Tee einschenken?«

»Dot«, sagte Edgar Gower langsam, »Jocelyn ist die Tochter von Laura Duncan.«

Mit einem Mal bemerkte Joss, dass Dot Gowers Augen ebenso durchdringend waren wie die ihres Mannes. Verwirrt von dem bohrenden Blick der Frau fiel sie in ihren Sessel zurück.

»Arme Laura.« Dot wandte ihre Aufmerksamkeit der Teekanne zu. »Sie wäre so stolz auf Sie gewesen, Kind. Sie sind sehr schön.«

Joss fühlte sich plötzlich unbehaglich. »Danke schön. Wie hat sie denn ausgesehen?«

»Durchschnittlich groß, schlank, graue Haare, sogar schon, als sie noch recht jung war, graue Augen.« Edgar Gower musterte Joss. »Ihre Augen haben Sie nicht geerbt – auch nicht die von Philip. Aber Sie haben ihre Statur, und ich vermute, dass Lauras Haare früher so waren wie Ihre. Sie war freundlich, intelligent, humorvoll – aber nach dem Tod der Jungen – das hat sie nie überwunden, und als Philip gestorben war ...«

Seufzend griff er nach seiner Teetasse. »Vielen Dank, mein Herz. Jocelyn, bitte. Um Ihrer selbst willen, vergessen Sie Belheddon. Sie sind alle weg. Dort ist nichts mehr für Sie.«

»Edgar!« Dot richtete sich auf und wandte sich mit strenger Miene an ihren Mann. »Du hast es versprochen!«

»Dot. Nein!«

Einen Augenblick lang trugen die beiden einen heftigen, wortlosen Konflikt aus, den Joss nicht verstehen konnte. Im Zimmer herrschte eine gespannte Atmosphäre. Abrupt stellte Edgar seine Tasse ab, sodass er Tee auf die Untertasse verschüttete, und stand auf. »Überleg's dir, Dot«, sagte er und ging zum Kamin. »Überleg dir, was du da sagst ...«

»Entschuldigung«, mischte Joss sich schließlich ein. »Bitte – wovon sprechen Sie eigentlich? Wenn es etwas mit mir zu tun hat, sollte ich es erfahren.«

»Es hat etwas mit Ihnen zu tun.« Dots Stimme war fest. »Bevor Ihre Mutter aus England weggegangen ist, hat Edgar ihr ein feierliches Versprechen gegeben, und das

muss er halten.«

Edgars Gesicht verriet den inneren Kampf, den er mit sich selbst ausfocht. »Ich habe es versprochen, aber es wird nur Unglück bringen.«

»Was wird nur Unglück bringen?« Joss erhob sich ebenfalls. »Bitte. Ich habe wohl das Recht, das zu erfahren.« Sie bekam Angst. Plötzlich wollte sie es gar nicht mehr wissen, aber es war zu spät.

Edgar holte tief Luft. »Also gut. Sie haben recht. Ich muss mich an Lauras Wünsche halten.« Er seufzte, richtete sich auf und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück. »Im Grunde kann ich Ihnen nur wenig sagen, aber ich habe ihr versprochen, Ihnen die Anschrift ihrer Anwälte in London zu geben, falls Sie je nach Belheddon kommen sollten. Wahrscheinlich hat sie Ihnen etwas hinterlassen; ich weiß, dass sie am Tag Ihrer Adoption einen Brief für Sie geschrieben hat. Sie hat ihn John Cornish gegeben, ihrem Anwalt.« Er öffnete eine der unteren Schubladen des Schreibtischs und holte nach einigem Suchen eine Karte hervor, die er ihr zuschob.

»Aber warum wollten Sie nicht, dass ich davon erfahre?« Joss sah ihn verwirrt an und umklammerte aufgeregt die Karte. Ein erster Blick darauf hatte ihr verraten, dass es sich um eine große Anwaltskanzlei in Lincoln's Inn Fields in London handelte.

»Belheddon Hall ist ein Haus voller Unglück – deshalb. Die Vergangenheit ist vorbei. Ich finde, man sollte sie ruhen lassen. Ihre Mutter war der gleichen Ansicht. Deswegen wollte sie, dass Sie einen neuen Anfang machen.«

»Weswegen hat sie mir dann geschrieben?«

»Wahrscheinlich, um sich selbst zu beruhigen.«

Joss warf einen Blick auf die Karte. »Darf ich Sie noch einmal besuchen, nachdem ich mit den Anwälten gesprochen habe?«

Einen Augenblick lang dachte sie, er würde den Kopf schütteln. Auf seinem Gesicht lag plötzlich ein Schatten. Und ganz kurz zeigte sich in seinem Blick noch etwas: Angst. Erschrocken starrte sie ihn an, aber der Ausdruck verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war. Er lächelte sie ernst an. »Sie können kommen, wann immer Sie möchten, Kind. Dot und ich werden Ihnen nach Kräften helfen.«

Erst als sie in die hereinbrechende Abenddämmerung hinaustrat und zu ihrem Wagen zurückging, dachte sie über diese Bemerkung nach und fragte sich, was er wohl damit gemeint haben könnte. Warum sollte sie Hilfe brauchen – genau dieses Wort hatte er benutzt –, und wovor hatte er Angst?